Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 3

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066575

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBÜHL

«Und hier, meine Herren, haben wir ein prachtvolles Karzinom», sagt der Chirurg und betrachtet das Geschwür mit jenem hellen Entzücken, das die Mediziner immer erfüllt, wenn ihnen ein Krankheitsfall unter die Hände kommt, der alle die klassischen Merkmale aufweist.

Aus einem ähnlichen Grund ist für alle, die sich für den Schweizer Film interessieren, der «Bergführer Lorenz» höchst interessant. Er demonstriert sozusagen in Reinkultur die Gefahren, denen die schweizerische Filmproduktion ausgesetzt ist. Die Schauspieler sind gar nicht schlecht, die Aufnahmen recht befriedigend, die landschaftlichen Hintergründe großartig, und doch ist der Film, auch wenn er vielleicht ganz anständige Kasseneinnahmen bringt, im höchsten Grade fragwürdig.

Dies ist die Handlung: ein wackerer, junger Walliser Bergführer ist mit der ebenso wackern, schollenverbundenen Anntsch verlobt, gerät dann aber in die Fänge eines Stadtfräuleins, die ihn auf einer Tour verführt. Er folgt ihr in die Großstadt, wo die mondäne junge Dame von ihrem ländlichen Liebhaber nichts mehr wissen will. Infolgedessen kehrt er als reumütiger Sünder ins Dorf zurück, gerade noch zur Zeit, um an einer unendlich langen Prozession teilzunehmen. Im Dorf gilt der Fahnenflüchtige als Ausgestoßener, bis es ihm gelingt, seine ehemalige Braut aus den Fluten eines wilden Bergbaches zu retten, wodurch schließlich auch das harte Herz des Vaters von besagtem Mädchen, dem Gemeindepräsidenten, bezwungen wird.

Wie dem alten Franz Joseph bleibt dem Zuschauer nichts, aber auch gar nichts erspart. Es kommt immer alles, wie man befürchtet, nur dauert es länger, als man hofft.

Trotzdem der Film in einem echten Walliser Dorf aufgenommen wurde und die Schauspieler Dialekt sprechen, hat man hier, wie bei vielen andern sogenannten Heimatfilmen, das merkwürdige Gefühl, ein Tirolerstück zu sehen. Ich glaube, das kommt davon, daß nicht Menschen, sondern Typen auftreten, das heißt etwas, das es bei uns im Gegensatz zum Ausland einfach nicht gibt. Der Bergführer, der Gemeindepräsident, die junge Dame aus der Stadt können ohne Bedenken in einem deutschen Theaterstück auftreten, wie auch der amerikanische Film den Bankier, den Cowboy, die Dame aus der Gesellschaft verwenden kann. Die Größe jener Länder und eine gewisse Tendenz zur Gleichschaltung hat auch in der Realität soziologische Typen hervorgebracht, derer sich die Literatur bedienen kann. Bei uns sind die Verhältnisse grundlegend anders. Unser Individualismus, unser Föderalismus, unsere Abneigung gegen die Klassierung des Menschen in ein Standes- oder Berufsschema haben zur Folge gehabt, daß *der* Wirt, *der* Gemeindepräsident, *der* Offizier schlechthin nicht existieren. Jeder Gemeindepräsident ist vom andern verschieden, so wie jeder Offizier anders ist

als der andere. Das ist für unsere Romanschriftsteller wie für unsere Dramatiker eine große Schwierigkeit, aber sie können ihr nicht aus dem Weg gehen. Sobald sie Typen und nicht Menschen darstellen, wirken sie unecht, unschweizerisch. Ein Film, der seine Handlung auf der vereinfachten Psychologie solcher nicht existierenden Menschentypen aufbaut, kann nie ein schweizerischer Heimatfilm werden.

Wenn der junge Walliser mit einem Bündel in der Hand, in zu kurzen Hosen, in Zürich aufrückt, Mühe hat, den Paradeplatz zu überqueren und mit einem hörbaren Seufzer aus dem altmodischen Portemonnaie die letzten Franken zusammenklauben muß, weil die Preise in der Stadt viel höher sind, als er sich in seiner ländlichen Naivität vorgestellt hat, so liegt dieser Dramatisierung eine Schematisierung zugrunde, die für uns nicht paßt. Der unbeholfene Bauer, der in der Stadt Anstoß erregt, mag in andern Ländern der Wirklichkeit entsprechen; bei uns kommt er einfach nicht vor (ganz abgesehen davon, daß ein Walliser nicht nach Zürich kommen muß, um einen Begriff von hohen Preisen zu erhalten, und daß im allgemeinen ein junger Bergführer bedeutend eleganter und weltgewandter ist als etwa ein Zürcher Pfarrerssohn).

Der Film stolpert aber noch über eine andere Schwierigkeit. Die Schauspieler reden, wie das für einen Heimatfilm unerläßlich ist, Dialekt. Aber leider nicht den Dialekt, wie er im Oberwallis heimisch ist. Die Mutter des Bergführers spricht berndeutsch, der Bergführer Lorenz bündnerisch, der Gemeindepräsident zürichdeutsch, seine Tochter eine Mischsprache. Kurz, bei diesen bodenständigen Leutchen haben sich, fast wie im Phonogrammarchiv von Professor Dieth, auf geheimnisvolle Weise alle Kantonsdialekte eingenistet. Das geht nun wirklich zu weit.

Natürlich darf man in diesen Dingen nicht fanatisch sein, sonst macht man den Dialektfilm überhaupt unmöglich. Die Kleinheit unseres Landes bringt allen geistig Schaffenden Schwierigkeiten, an die der außenstehende Kritiker oft zu wenig denkt. Jeder Filmregisseur, Theaterdirektor, aber auch jeder Redaktor und Verleger ist in einer ähnlichen Lage wie Lio forto, der stärkste Mann der Welt, den wir aus dem Albisgütli unserer Kindheit in so lebhafter Erinnerung haben. Vor der Bude steht ein Ausrufer in phantastischem Kostüm und ladet durch ein Megaphon zum Besuch ein. Wie dann die Vorstellung beginnt, sitzt der gleiche Herr an der Kasse, eine rote Mütze auf dem Kopf. Wiederum der gleiche verkündet vor der Bühne, diesmal in einem Gehrock, daß die erste Abteilung gleich beginnen wird. Der Vorhang geht auf und siehe da, Lio forto, der stärkste Mann der Welt, ist niemand anders als der Ausrufer und der Herr an der Kasse und der Conférencier.

Auf diese primitive Art müssen in unserm kleinen Land viele Betriebe arbeiten, vom Theaterdirektor, der im ersten Akt als Greis stirbt, im zweiten als Jüngling auftritt und im dritten als Rauschebart sich Sorgen über das Verhalten seines eigenen Sohnes, den er selbst darstellte, macht, bis zum Redaktor des Landblättchens, der als « *Politicus* » die Leitartikel schreibt, mit der Unterschrift «*Ein Gwundriger*» eine Anfrage an seine Zeitung richtet und gleich selbst beantwortet, unter dem Namen « *Emilius von Hohendorf* » Gedichte verfaßt und auch der Verfasser der bekannten « *Unser-Korrespondent - aus - Rom - schreibt - uns* » - Berichte ist.

Unsere Filmproduzenten haben in Gottesnamen nicht die gleiche Auswahl wie Hollywood, wo für jede Spezialität Spezialisten vorhanden sind. Man ist darauf angewiesen, die wenigen guten Schauspieler, die es gibt, zu verwenden, und daß diese gleichzeitig noch hundert Dialekte beherrschen, kann man von ihnen nicht verlangen. Man muß sich deshalb in unsern Dialektfilmen damit abfinden, daß in der gleichen Familie manchmal verschiedene Mundarten gesprochen werden,

wie das auch in Wirklichkeit oft vorkommt. Aber es gibt doch ein Maß, das nicht überschritten werden darf. Derjenige ist ein guter Filmproduzent, der es versteht, mit den beschränkten vorhandenen Möglichkeiten etwas anzufangen. Man kann sich nicht einfach vornehmen, einen bodenständigen Dialektfilm drehen zu wollen, wenn einem die Schauspieler dazu fehlen, sondern man muß von Anfang an das Drehbuch nach den Möglichkeiten richten. Genau so wenig wie es einer schweizerischen Filmgesellschaft, die 150 000 Franken zur Verfügung hat, einfallen wird, die Sündflut oder den Untergang von Pompeji darzustellen (weil das viel zu teuer kommt), genau so wenig darf sie Lokalfilme drehen, wenn ihr die Darsteller fehlen.

Zugegeben, die Lösung aller dieser Probleme ist manchmal fast so schwierig wie die Quadratur des Zirkels. Es braucht viel Geschicklichkeit, Phantasie und Takt, um sie zu überwinden. Aber die Schweiz hat in ihrer Geschichte immer wieder gezeigt, daß sie es versteht, trotz außerordentlich ungünstigen äußern Umständen Leistungen hervorzubringen, die denen des Auslandes ebenbürtig sind.

* * *

Noch etwas über Schwierigkeiten des Schweizerfilms. Aber diesmal liegen sie nicht bei den Herstellern, sondern beim Publikum.

In der «Schweizerischen Wirte-Zeitung» wird der neue Schweizerfilm von Kurt Guggenheim, «*Wilder Urlaub*», besprochen, und zwar folgendermaßen:

Kurz nach Erscheinen des Films wurden wir aus Kreisen des Gastgewerbes auf ihn aufmerksam gemacht. Einer der aufopferndsten und seit Jahrzehnten in der Berufsbildung des Wirtestandes führenden Mitarbeiter unseres Berufsstandes meldete uns in ebenso großer Empörung wie innerlicher Erregung, daß der Film nichts weniger als eine Beleidigung des heutigen Gastgewerbes darstelle. Man müsse von seiten der Berufsorganisationen und nicht zuletzt auch von seiten der Angestelltenschaft gegen die gegebene Darstellung Einspruch erheben. Denn einzelne Szenen des Films verletzen die Ehre und das Ansehen unseres Gastgewerbes.

Wir haben uns dann den Film „Wilder Urlaub" angesehen. Und zwar mit dem Vorsatz zu voller Objektivität, die uns auch durch ein seit Jahren geschultes Filmverständnis durchaus möglich ist. Und wir mußten jenem treuen Sachwalter unseres Gewerbes durchaus recht geben.

Die Szenen des „Wilden Urlaubs", die sich in einer stadtzürcherischen Altstadt-Wirtschaft und im Drum und Dran mit einer Serviertochter abspielen, sind eine Beleidigung des Gastgewerbes und seiner Angestellten. Kaum ist der Held des Films — der flüchtige Soldat Hermelinger — als unbekannter Gast in diese Wirtschaft eingetreten und kaum hat er Platz genommen, entspinnt sich zwischen ihm und der Serviertochter ein überaus vertrauliches Verhältnis. Sofort macht sie ihm schöne Augen. Die Aufforderung, ein Glas Wein mitzuhalten — die Aufzählung über die Weinsorten ergibt natürlich nur „Burgunder" und andere Fremdweine! — lehnt sie zwar, aber nur mit der Begründung ab, daß „sie aufpassen müsse". Aber einen „Weisflog" nimmt sie gerne. Diesen Weisflog schlürft sie auch im vertraulichen Gespräch sehr intensiv. Das Röhrchen nimmt sie minutenlang — auch während ihrer interessanten Mitteilungen — nicht mehr aus dem Munde. Sehr bald — die übrigen Gäste sind ihr lästige und störende Nebensache geworden — weiß Hermelinger, daß es ihr hier nicht gefällt und daß sie bald „ausziehen" werde. Sehr bald weiß er aber auch, wann heute Abend Schluß ist und wo sie wohnt. Ein Zürcher Polizist erscheint unter der Türe, bevor es nur zwölf Uhr geschlagen hat, um Polizeistunde zu bieten. Die Toleranz, auf die sie ihren neuen Gast aufmerksam macht, wird nicht nur zum Abrechnen, sondern auch dazu benützt, sofort das Einverständnis dazu zu geben, daß der fremde Kerl bei ihr nächtigen könne. Nachdem verabredet ist, daß er draußen auf sie warten solle, wird mit erhöhter Stimme — die Wirtin soll es hören! — abgerechnet. In der Dunkelheit treffen sich die beiden dann, und man sieht sie dann wieder im Zimmer der Emma Quadri, wie diese rühmenswerte Angehörige unseres Berufsstandes genannt ist. Es passiert dort nichts! Obschon die vorbereitende Atmosphäre durchaus in dieser Richtung geht. Aber der flüchtige Soldat, der in den wenigen Stunden seines Aufenthaltes in Zürich soviel erlebt

hat, ist müde und schläft ein, während ihm die Emma einen Kaffee bräut und sich dann — bezeichnenderweise — noch ihr Schicksal aus den Karten zu lesen versucht. Der Mann — der ein schlechtes Gewissen hat — träumt schwer, und es kommt nach jähem Erwachen zum Geständnis, welche Untat er verbrochen habe. Darauf erhält die Emma einen Schreikrampf — oder ist es ein epileptischer Anfall? — die traute Szene ist zerstört, die Nachbarn werden wach, und der flüchtige Soldat muß den Weg durch das Fenster nehmen.

Das ist es so ungefähr, was man im „Wilden Urlaub" an Gegenwartsproblemen des Gastgewerbes zu sehen bekommt! Wir verzichten auf nähere Kommentierung, denn wir halten es unter unserer Standesehre, ein solches Elaborat in Gegensatz mit der Wirklichkeit zu stellen. Wir glauben auch, daß jede unserer Serviertöchter unseres moralischen Haltes entbehren kann, um über eine derart blöde Verunglimpfung ihres Standes hinwegzukommen...

Diese Reaktion verdient deshalb festgehalten zu werden, weil sie außerordentlich charakteristisch ist. Die «Schweizerische Wirte-Zeitung» ist eine sehr gut redigierte und sympathische Fachzeitschrift. Ich lese sie, seit die Tageszeitungen immer mehr gleichgeschaltet sind, oft mit Interesse, wenn ich in einem Wirtshaus auf jemanden warten muß. Aber wie bei jedem Berufsverband hört auch bei den Wirten die Gemütlichkeit sofort auf, sobald ein wirkliches oder vermeintliches Standesinteresse verletzt wird. Jede Redaktion kennt diese Proteste aus eigener, bitterer Erfahrung.

Wir haben, als der «Schweizer-Spiegel» im zweiten Jahre stand, eine Rundfrage veröffentlicht: «Worunter haben Sie in der Schule am meisten gelitten?» Das Ergebnis war ein geradezu orkanartiger Angriff der Lehrerschaft. Innerhalb von einigen Wochen gab es zirka 400 Abbestellungen. Der einzelne Lehrer war uns zwar durchaus nicht böse, ja er hielt die Rundfrage für interessant und wertvoll, aber als Angehöriger eines Berufes hielt er sich eben doch für verpflichtet, zu protestieren. Wir können keinen Taxameterchauffeur, keinen Antiquar über seine Berufserlebnisse erzählen lassen, ohne daß nicht zwei Tage nach Erscheinen der Nummer ein Chargébrief bei der Redaktion eintrifft, wo der betreffende Berufsverband gegen die Verunglimpfung seines Gewerbes feierlichen Protest erhebt. Man glaubt es nicht, aber es ist wahr, daß, als wir einmal Erinnerungen eines Berufsbettlers publizierten, am andern Tag eine Delegation von drei Bettlern unter Führung eines Winkeladvokaten vorsprach und mit einer Kreditschädigungsklage drohte.

Diese Überempfindlichkeit der Berufsverbände schafft für Redaktoren wie für Filmproduzenten große Schwierigkeiten und trägt wesentlich zu der übervorsichtigen und deshalb langweiligen Haltung so vieler schweizerischer Presseerzeugnisse bei.

* * *

„... Wir haben alles Verständnis für eine gute Wurst..."

Sektion für Speisefette.

Aus einer amtlichen Vernehmlassung in der «Schweizerischen Metzger-Zeitung» über Rationierungsfragen.

Bundesrat Etter hat das Wort gesprochen, es gelte, an Stelle der Verstaatlichung des Menschen die Vermenschlichung des Staates zu setzen. Diese Anregung ist offenbar auf guten Boden gefallen. Ich glaube nicht, daß in irgendeinem andern Land eine Behörde solche sympathischen und treuherzigen Äußerungen von sich gibt.

* * *

Stellen Sie sich einmal vor, in der deutschen Schweiz — es ist schade, daß wir noch keinen Ersatz für diese irreführende Bezeichnung gefunden haben — würde ein Preis für Malerei geschaffen, der nur Deutschschweizern und Reichsdeutschen verliehen werden könnte. Ein

Photo: H. P. Klauser
Kalte Wintersonne

Sturm der Entrüstung würde durch das Land gehen. Und mit Recht!

Unsere Tessiner Freunde stehen leider in dieser Beziehung auf einem andern Standpunkt. Die Leiter einer Tessiner Kunstgesellschaft, die Herren Pietro Chiesa, Felice Filippini und Pino Bernasconi haben kürzlich einen «Premio Lugano» für Zeichnungen ausgeschrieben, an dem sich nur Tessiner Künstler und italienische Künstler, die im Tessin wohnen, beteiligen können, die «confederati» nur, wenn sie im Tessin geboren sind. Präsident der Jury ist ein Mailänder Maler. Die Initianten erklären, es handle sich in keiner Weise um eine politische Demonstration. Man habe lediglich die spezifisch tessinische Kunst fördern wollen, diese aber habe einen andern Grundstil, als im Norden oder Westen üblich sei. Die italienischen Künstler ständen deshalb den Tessinern näher als die deutschschweizerischen.

Das bizarre Unternehmen ist ein Ausfluß der leider immer noch sehr verbreiteten Anschauung von den drei Kulturen, die angeblich in der Schweiz vereinigt sind. Gemäß dieser Auffassung gibt es keine schweizerische Kultur, auch keinen schweizerischen Stil. Die Deutschschweizer gehören zum deutschen Kulturgebiet, die Welschschweizer zum französischen und die Tessiner zum italienischen. Infolgedessen muß alles, was sie schaffen, aus der Italianità herausgeboren sein.

Diese Ansicht — einer ihrer hervorragendsten Vertreter war übrigens Bundesrat Motta — ist auch im Welschland vorherrschend. So haben vor einigen Jahren, anläßlich einer Schriftstellertagung, die welschen Schriftsteller energisch gegen den Gebrauch des Wortes «esprit suisse» protestiert. Man dürfte höchstens von einem «esprit en Suisse» sprechen.

Diese Ansicht war bis vor wenigen Jahren auch in der alemannischen Schweiz vorherrschend. Bis vor kurzem bestritten auch dort vor allem die sogenannten Gebildeten rundweg das Vorhandensein von etwas Gemeinschweizerischem auf kulturellem Gebiet. Logischerweise kam man dann zur Auffassung, weil schon eine schweizerische Literatur oder schweizerische Malerei ein Unding sei, müsse unser Land seine Aufgabe hauptsächlich in der Vermittlung der drei Kulturen sehen.

Wir haben im «Schweizer-Spiegel» diese Auffassung immer bekämpft, und mit Erfolg. Man kann den kulturellen Menschen vom politischen nicht trennen. Die vielen Jahrhunderte, die wir zusammen sind, haben mit der Zeit einen schweizerischen Menschen geschaffen, der sich vom Deutschen, Franzosen oder Italiener deutlich unterscheidet. Es gibt einen schweizerischen Lebensstil und auch einen schweizerischen Stil in der Kunst, wenn er auch wegen der föderalistischen Vielgestaltigkeit des Landes nicht an der Oberfläche liegt.

Soweit nationale Eigenart in der Kunst überhaupt zum Ausdruck kommt, hat ein Tessiner Maler mit einem Deutschschweizer Maler mehr gemeinsam als mit einem italienischen Kollegen. Ein Ramuz steht, auch wenn er das selbst nicht wahr haben will, den deutschschweizerischen Dichtern viel näher als den französischen; vieles, was er selbst als typisch waadtländisch betrachtet, ist im Grunde typisch schweizerisch.

In der deutschen Schweiz hat sich diese Erkenntnis durchgesetzt. Man hat dort seit einigen Jahren die Überfremdung wenigstens grundsätzlich überwunden, mit dem Ergebnis, daß ungeahnte schöpferische Quellen frei wurden. Im Tessin und im Welschland steht das künstlerische Schaffen immer noch unter dem Einfluß der unglücklichen Theorie der Kulturgemeinschaft mit dem Ausland. Darin liegt wohl ein Hauptgrund, weshalb man dort, von einigen Ausnahmen abgesehen, einen gewissen Provinzialismus und eine gewisse Sterilität nicht überwinden kann, die notwendige Folge jedes Aufgebens des eigenen Wesens, das heißt jeder Überfremdung.

Photo: K. P. Klauser
Nebelnacht an der Bahnhofstraße Zürich